In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 45. Posen, den 24. Februar 1928. 2. Jahrg.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

32. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Christian," sagte sie ernst und glühend, „ich bin an jenem Abend von Ihnen gegangen; denn ich wußte nicht, was ich tun sollte. Ich weiß es jetzt," fügte sie langsam hinzu und nahm seine Hand. Sie erwartete, daß er etwas sage, aber Bransen sah sie nur an.

„Sie wollten mich zur Geliebten, Christian, aber ich kann nicht Ihre Geliebte werden. Hören Sie mich an. Ich habe entdeckt, daß ich Sie liebe. Ich will mit Ihnen durch alle Gefahren gehen, komme, was wolle. Wenn Sie es wünschen, werde ich meinen Mann verlassen und werde zu Ihnen kommen."

„Sie wollen zu mir kommen, Liane?" sagte Bransen trübe.

„Ja, als Ihre Frau!" Liane blickte ihn mit flehenden, leuchtenden Augen an. —

Als Liane gegangen war, wußte er, daß er sein Wort verpfändet hatte. Er hörte noch den Ton seiner eigenen Stimme im Ohr: „Warten Sie, Liane, bis ich mein Werk vollendet habe." Und darauf Liane: „Können Sie denn im Ernst wollen, daß ich solange einem anderen Mann angehöre?" „Ich kann nicht wollen," antwortete Bransen, „daß Sie sich in Gefahren begeben. Wenn ich aber mein Ziel errungen habe, dann weiß ich, daß mir niemand mehr etwas anhaben kann."

Bransen starrte vor sich hin . . . Er siedelte in die Anatomie über; er wollte weder Liane noch Rafaella sehen.

*

Herolders „Serum der Zukunft" hatte Tausende von Menschen in die Nähe des Zirkus geführt, wo der Vortrag stattfinden sollte. Tausende wanderten durch das Portal, Tausende umringten das riesige, kalkweiße Rundhaus und starrten auf die blendenden Wände.

Einige Minuten vor neun erschien Bransen in Begleitung eines blaubleichen Herrn. Ihr Wagen konnte kaum vorfahren. Während der Blaubleiche lächelte, sah Bransen mit vollkommener Bestürzung auf die Menschenbataillone, die den Zirkus stürmten. Was wollten diese Leute von ihm? Bransen las die Zeitungen nicht, er wußte nicht, was für ein Echo das „Karol" hervorrief. Bis soeben hatte er gearbeitet, dann hatte ihn der Wagen Süßkinds abgeholt. Bransen war nicht im geringsten auf den Vortrag vorbereitet. Es war ihm unklar, was er den Leuten sagen sollte. Bransen trug einen hellen Anzug, der ihm eine Kleinigkeit zu weit war, und einen weichen Kragen.

Endlich konnte der Wagen vorfahren. Bransen ließ sich in einen Raum bringen, wo er ungestört war. Süßkind stürzte herein und stellte eine Kiste Importen auf den Tisch. Bransen rauchte nicht. Sein Kopf mußte klar bleiben. Er begann nachzudenken, was er viertausend Menschen vortragen sollte. Das war keineswegs einfach. Denn er war gewillt, geheimzuhalten, was er von seinem Serum erwartete.

Bransen sah durch einen Vorhang in den Zuschauerraum. Die Besucher tauchten erregt und pustend in den Stuhlreihen auf, füllten die Ränge, drängten sich um die Arena. Mitten in der Arena war ein Podium errichtet, das von oben her und von den Seiten mit Licht überschüttet wurde. Unter der hohen Kuppel schlug Erregung und Lärm zusammen. Vom Vorhang bis zum Podium lief durch den gelben Sand ein schmaler roter Teppich. Bransen hatte ein unangenehmes Gefühl, als er daran dachte, daß er über diese Brücke gehen müsse. Er stellte sich sodann ans offene Fenster und blickte auf die Straße, wo sich noch immer unabsehbare Menschenreihen drängten und Einlaß begehrten. Es brodelte da unten, und das Brodeln setzte ihn in eine leichte Erregung. Um den ganzen Komplex herum wogten Hüte, Hüte, Hüte, schwirrend vor Spannung. Durch das fiebernde Stimmenmeer, das den Zirkus umbrandete, drangen deutlich die Rufe der Zeitungsverkäufer. Die „Nachrichten" hatten im letzten Moment ein Extrablatt herausgegeben, in dem sie die Bedeutung des Karols herausschrien mit dicken, fetten Buchstaben. „Das Serum der Zukunft! Herolder! Karol! Es handelt sich um ein Universalheilmittel gegen sämtliche Krankheiten, die den menschlichen Körper befallen können!! In Zukunft keine Krankheiten mehr!"

Selbst die ruhigsten Nerven in den Logen und in den Rängen konnten sich der allgemeinen Spannung nicht entziehen. Alle wurden, je länger sie warteten, mehr oder weniger erregt und empfanden es wie eine Erlösung, als endlich die Lichter erloschen und nur noch das Podium grell erleuchtet war.

Jetzt schritt über den roten Laufteppich ein Mann zum Podium, der sich sehr wichtig gebärdete und die eine Hand erhob. Es war Süßkind, der mit vollen Backen in die Versammlung schrie: „Meine Damen! Meine Herren! Ich gebe mir die Ehre, Ihnen Herrn Herolder vorzustellen!"

Und plötzlich funkelte der ganze Raum von Operngläsern, Brillen und Augen, plötzlich war es so still, daß man ganz deutlich das Aechzen einer sich bewegenden Tür vernahm. In diese Stille schritt Bransen. In diesem Augenblick zerschnitten drei verschiedene Blitze die Luft von oben bis unten: die Photographen waren in die Manege gesprungen und hatten ihren Angriff eröffnet. Bransen bestieg das Podium. Die Stille wurde schwül und drückend. Alle Augen richteten sich auf ihn: das war also er, der die Natur in die Schranken forderte. Bransen stand ruhig da und ließ den Blick ohne Nervosität durch den Raum wandern. Er hatte noch niemals vor einer großen Menschenmenge gesprochen. In der Menschenmenge befanden sich drei Herren von der Regierung; Süßkind hatte ihm verraten, daß der Reichspräsident erschienen wäre. In der Menschenmenge befand sich Liane, und auch Rafaella war gekommen. Aber seine Stimme klang ganz ruhig und klar, als er begann, genau so ruhig, als wenn er zu Blom spreche.

Von den viertausend Menschen im Saal waren nur ganz wenige imstande, seinen Ausführungen zu folgen. Die anderen interessierte weniger das „Karol", sondern die Persönlichkeit des Mannes; sie studierten seinen

schlecht sitzenden Anzug, seine breiten Schuhe, seine ungeschickt geknüpfte Krawatte und seinen breiten, kahlgeschorenen Schädel. Es gab sogar Leute, die das Opernglas auf seine Manschettenknöpfe richteten und die konstatierten, daß der große Mann zweierlei Knopfarten benutzte. Denn dies Publikum bestand nicht nur aus Gelehrten, sondern größtenteils aus kleinen Ladenbesitzern, Rentnern und Frauen, die immer dabei sind, wenn irgendwo ein Licht aufflackert.

Hirnbringer war anwesend und trommelte nervös mit den Fingerspitzen auf die Logenbrüstung. Er wartete auf Enthüllungen. Aber Bransen enthüllte nichts.

Professor Schwamm stöhnte bei jedem dritten Wort Bransens, als befinde er sich in fortwährender Besorgnis, die Kuppel könne einstürzen. Aber die Kuppel stürzte nicht ein.

Blom, Tribourdeaux und Dr. Fu lächelten alle drei das gleiche Lächeln, ein stummes, bewunderndes Lächeln: wie er da die Leute packt! Denn tatsächlich sprach Bransen ganz unwichtige Dinge, die jedermann schon längst aus den Zeitungen wußte. Aber die Menge hörte ihm schweigend und staunend zu, als hätte sie einen neuen Heiland erhalten.

Bransen sprach immer schneller, er war warm geworden und redete sich in Hitze. Sein Gesicht schwamm in Schweiß. Seine Augen waren kühn und klar, er machte knappe, kurze Bewegungen, die das Gesagte unterstrichen. Plötzlich hatte sich sein Gehirn heiß gelaufen, und die Wand in seinem Kopf fiel; er rief mit erhobener Stimme: „Ich werde Ihnen sagen, was ich will und was mein Serum bedeutet; es ist keine Universalmedizin, es ist auch kein Mittel gegen schwarze Pocken!" Und er stockte, den Bruchteil einer Sekunde nur. Diesen Augenblick nahmen aber die Menschen wahr, auf ihren Stühlen zu rücken; und noch gespannter, noch erregter arbeiteten ihre Ohren. Bransen fuhr fort: Er strebe etwas scheinbar Wunderbares an. Und dieses Wunderbare sei ganz einfach. Er und seine Mitarbeiter seien auf der Suche nach einem Präparat, das imstande sei, die Gerinnung des Blutes nach dem Tode zu verhindern. In diesem Moment wäre aber das „Karol" keiner Verbesserung mehr fähig. Man könne dann das Serum einem Menschen in die Venen spritzen und — —

Da schien die Kuppel einzustürzen, es schien, als wenn die Wände wankten. Jemand sprang auf einen Stuhl und schrie mit gellender Stimme: „Sie handeln gegen Gott! Sie handeln gegen die Natur! Sie sind kein Mensch, Sie sind ein Teufel! Schlagt ihn tot!"

Fast gleichzeitig brach ein Höllenlärm aus. Die Menschen tobten und stießen Verwünschungen gegen den Mann auf dem Stuhl aus. In den nächsten drei Sekunden war alles von den Sitzen gesprungen. Das heulende, wirre Geschrei wuchs, es klang wie ein einziger Schrei, der emporbrandete. Unaufhörlich aber gellte der Mann auf dem Stuhl: „Schlagt ihn tot! Schlagt ihn tot!" Hysterische Weiber brüllten gegen ihn an und schwangen drohend Stöcke in der Luft. Die Rasenden, das ganze wilde Heer von tobenden Menschen stürzte gegen den Hetzer. Eine Fülle von Licht strahlte plötzlich aus der Dunkelheit, Militär jagte durch die Eingänge. Der schweißtriefende Mann auf dem Stuhl schwenkte die Hand wie eine Fahne; er war umzingelt, umringt, man war im Begriff, ihn herunterzuzerren. Er brüllte und gestikulierte, aber die Bewaffneten konnten nicht bis zu ihm vordringen. Plötzlich sprang er von seinem Stuhl mitten in die Menschen und warf einen Revolver gegen seine Angreifer. Drei, vier Schüsse krachten, die in die Kuppel trafen. Scherben klirrten herunter. Da stürmten irrsinnig, toll Gewordene gegen ihn an, Militärpersonen flogen mit blankgezogenen Waffen in die Logen, von den Rängen kletterten sie und zerbrachen die Brüstungen, bis plötzlich der schreiende Mann verschwunden war. Man hatte ihn abgeführt.

Nun setzte der Lärm von neuem ein, mit ganz anderer, erschreckender Gewalt: ein furchtbares, entfesseltes Beifallsgeheul, das Bransen galt, erfüllte den widerhallenden Raum. Tausende von Köpfen belagerten die Arena; die Menschen jubelten und ließen Taschentücher flattern; die Menschen weinten vor Erregung und trampelten Beifall, daß es weit über die Straße dröhnte. Man hätte Bransen in Stücke gerissen, aber Konstabler hatten ein Karree um ihn gebildet. Plötzlich erklang eine mächtige, übermenschliche Stimme, die alles übertönte. Diese Stimme drang aus einem Lautsprecher und befahl: „Ruhe! Ruhe!" Zehn Minuten lang tutete der Lautsprecher in das Gebrüll hinunter.

Endlich war die Ruhe wiederhergestellt. Die Konstabler gaben die Arena frei. Bransen betrat wieder das Podium.

Bransen fuhr fort, wo er aufgehört hatte, als wenn überhaupt nichts vorgefallen wäre. Er war ganz ruhig geblieben. Es erfüllte ihn mit tiefer Freude, daß seine Arbeit die Menschen beherzte.

Nach dem Vortrag aber war er so erschöpft, daß er in einen Sessel fiel und zu müde war, den Schweiß von der Stirn zu wischen. Er hätte jetzt gern mit Liane gesprochen, die er in der letzten Zeit nur selten gesehen hatte.

In diesem Augenblick kam Liane. Liane lief auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand. „Was für eine Angst ich hatte, Christian!" sprudelte sie hervor und gab seine Hand nicht frei. „Aber wie Sie gesprochen haben! Ich hätte es Ihnen niemals zugetraut!"

Liane war unendlich stolz auf ihn. Dieser Abend, den sie nie vergessen würde, begeisterte sie, sie zweifelte keinen Augenblick an seinem Erfolg. Wie die viertausend Menschen dasaßen und ihm zuhörten! Wie sie ihn verteidigt hatten! Wie sie ihm zujubelten!

Bransen lachte.

Süßkind kam ins Zimmer. Auch Süßkind lachte. „So etwas habe ich noch nicht erlebt!" rief er aus. „Die Menschen liegen sich in den Haaren. Sie stehen unten auf der Straße und raufen sich! Sie debattieren und werden von berittenen Schutzleuten hinweggefegt! Das muß man sich ansehen!" Er stürzte wieder hinaus.

Nach ein paar Minuten kam er wieder. „Herr Herolder, es ist ein Herr da, der Sie sprechen will."

„Wer?" fragte Bransen.

Süßkind zuckte die Achseln und lief davon.

Bransen blieb noch eine ganze Weile sitzen, dann verabschiedete er sich von Liane. Er zündete sich eine Zigarre an und ging mit der brennenden Zigarre im Mund in den Empfangsraum.

Wer wollte ihn sprechen? Blom, Fu, Tribourdeaux? Vielleicht Professor Hirnbringer? Er öffnete die Tür.

Bransen blieb in der Türöffnung stehen, wie er war, mit der Zigarre im Mund und mit der halb vorgestreckten Hand. Dann fiel die Zigarre auf den Boden, und der glühende, herumfliegende Aschenstaub brannte Löcher in seinen Anzug. Plötzlich befand er sich, umtost von Lärm, in der Arena, dort war der Mann auf dem Stuhl, der die Hand wie eine Fahne schwenkte, dort stürzten Polizisten herein, und von der Kuppel fiel eine schwere eiserne Kette. Die Arena begann wie eine Drehbühne zu kreisen, und die Bühne zeigte ein anderes Bild: sein Wiener Studierzimmer. Dicke Rauchschwaden hingen in der Luft, eine Lampe schimmerte. In dem Rauch sah er einen Herrn im Frack, und er gab ihm die Hand; denn er kannte ja diesen Herrn. Jetzt aber lief er über den Lidostrand auf den gleichen Herrn zu, der diesmal in blendendes Weiß gekleidet war. Als das Bild abermals wechselte, fand Bransen Baron Brée in dem kahlen Empfangsraum eines Zirkus. Bransen klopfte sich mechanisch die Asche aus den Kleidern.

Baron Brée lächelte infam über sein hageres Gesicht. „Ich wünsche Ihnen guten Abend," sagte er mit heller, beherrschter Stimme und hob mit lächelnder Zuvorkommenheit die Zigarre auf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krankenschwester.

Von Erik Juel.

Berton kann sich der Sonne, der Bäume, des Himmels, seines Vaters, seiner Mutter, Brüder und Kameraden entsinnen. Das Aussehen dieser Menschen steht klar vor ihm, mitten in der Finsternis, die ihn umgibt, seit jener verhängnisvollen Stunde, da das Unglück geschah.

Berton war noch ein Kind, als er erblindete.

Der Arzt da draußen auf dem Lande versuchte dies und jenes mit ihm, aber wie gesagt, er war und blieb blind.

Er tappte schwerfällig umher, so gut er eben konnte. Er tastete sich durchs Leben und nahm teil an Arbeiten, die in seinen Kräften standen. Er zog sich von allem zurück, verkroch sich in sich selbst und lebte in einer eingebildeten Wunderwelt.

Als er die Zwanzig überschritten hatte, tritt Cläre in sein Leben. Sie treffen sich draußen auf der Landstraße. Er hört ihre unbekannten Schritte dort draußen, wo er immer auf einem Stein zu sitzen pflegt. Sie fragt ihn zufällig nach dem Weg, denn sie ist auf Ferienreise.

Cläre sieht gleich, daß der junge Mann blind ist.

Sie treffen einander wie unbeabsichtigt jeden Abend. Berton sitzt auf dem Stein und horcht auf ihren Schritt. Sieht sie ihn von weitem, dann geht sie schneller, er erhebt sich, um ihr entgegenzukommen.

Ihre Finger verflechten sich ineinander, und sie lassen nicht eher voneinander, bevor sie sich trennen müssen.

Berton erzählt niemandem von seiner neuen Bekanntschaft. Eines Abends kehrt er nicht heim.

Seine Mutter schließt die Tür nicht ab. Sie liegt wachend im Bett, — lauscht, ob sie seine suchenden Schritte nicht hören kann . . . Mitternacht ist vorbei. Der Morgen graut. Berton kehrt nicht heim.

Ist ihm ein Unglück zugestoßen? Man sucht auf den Feldern, im Walde, am Fluß — vergebens.

Sein Verschwinden wird gemeldet. Damit beruhigen sich die Gemüter. Vermissen — ihn vermissen — wer sollte ihn auch vermissen . . .?

Cläre ist älter als Berton. Vielleicht ist sie darum Krankenschwester geworden, weil die Natur sie andern Frauen gegenüber so stark benachteiligt hat. Seit ihrer Kindheit hat sie immer hören müssen, wie häßlich sie sei. Es war darum auch kein Zufall, daß sie gerade in einem Blindenheim als Pflegerin angestellt wurde — in der Lehranstalt für Krankenschwestern hat man ihr fast, als sie um Aufnahme bat, ein Nein gegeben.

Berton, der blinde Berton, öffnet ihr sein Herz. Sie ist der erste Mensch, dem er sich anvertrauen kann. Sie versteht seine Welt. Er ist so glücklich in dem Bewußtsein, daß sie seinen Gedankengängen folgen kann. Der Druck seiner Hand wird wärmer und fester, je länger sie sich kennen. Eines Tages — im Walde — bleibt er plötzlich stehen. Er schlingt seine Arme um Cläre. Zitternd und unsagbar glücklich lehnt sie ihre Wange an die seine . . .

Die kommenden Tage bringen ihr Unruhe und Kampf. Was nun? Sie hat Berton gewonnen. Ein unendliches Glück ist ihr widerfahren — soll sie es wieder verlieren? Sie besitzt ein kleines Erbe. Davon könnten sie beide bescheiden leben. Sie könnte auch noch etwas dazu verdienen durch Blindenunterricht. Sie will, ihren Berton, aber vor allem pflegen, ihn führen und sich mit ihm an den unermeßlichen Schätzen des Geistes weiterbilden, sich freudig in sie vertiefen — ein Glück — ein Leben, wovon sie nicht zu träumen gewagt hatte.

Da aber kommt der Zweifel. Der Gedanke der Möglichkeit seiner Heilung. Hat sie doch selbst genügend Beispiele gesehen. Was vermag ein guter Spezialist nicht alles auszurichten! Wenn nun auch Berton sehen würde? Was dann? Was wird dann aus ihr, der Häßlichsten von allen?

Er würde entsetzt von ihr zurückweichen — oder sich nur aus Dankbarkeit und Mitleid gebunden fühlen! Soll sie ihr Schicksal mit dem seinen verbinden, wie er das will und dann versuchen, ihm das Licht wiederzugeben — oder soll sie ihn, um ihr Glück zu erhalten — im ewigen Dunkel lassen?

Sie entschließt sich, das Schicksal selbst entscheiden zu lassen. Sie führt Berton, ihrer Pflicht als Pflegerin gemäß, zu dem bedeutenden Professor.

Tag für Tag wird Berton behandelt. Zitternd und fiebernd assistiert Cläre.

„Ihre Hand war immer so ruhig, Schwester Cläre," hört Berton den Professor flüstern. Berton erschauert in seinem Herzen. Er weiß warum . . . Von Tag zu Tag geht es Berton besser. Cläres Augen aber brannten wie glühendes Eisen, denn sie schläft keine Nacht.

Da — eines Tages — Cläre hat sich entschuldigt — eine andere Schwester hilft und Berton — ja er sieht — sieht — den Professor, die fremde Schwester, das Zimmer die Sonne — alles —alles.

„Wo ist Schwester Cläre," fragt er unsicher. „Ich werde sie holen," sagt die andere. „Ich will selber zu ihr," sagt Berton, der Sehende, mit schlecht verschleierter Erregung. Er geht langsam und tastend. Jetzt nicht, weil er nicht sehen kann — nein… Die Beine tragen ihn kaum — aber man läßt ihn gewähren. „Sie ist im Garten," sagt die Fremde zu ihm und führt ihn hinaus. „Dort ist Cläre," hört er die andere wie im Traum sagen. Er trinkt den berauschenden Atem des Sommers mit so viel Entzücken wie nie. Er breitet die Arme aus, geht in der Richtung, die man ihm wies. Dort steht eine Schwester und pflückt Beeren — für mich, denkt er — die Gute… „Cläre, Cläre," ruft er dann, an seiner eigenen Stimme erstickend. Die Schwester bei den Himbeersträuchern stößt einen gellenden Schrei aus, stürzt zu Boden, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend. Berton beschleunigt seine Schritte. Ihn durchströmt plötzlich eine wunderbare Kraft. Er steht vor Cläre, beugt sich zu der Schluchzenden herab, streicht ihr hilflos und verwirrt über das dunkle, blanke Haar, das er immer so gern betastet hat. Es ist zu viel auf einmal, stöhnt sein Herz.

„Cläre, was ist dir, mein Engel, meine Retterin?"

„Du darfst mich nicht sehen, Berton, nicht inmitten all der Schönheit — ich —ich — bin ja so häßlich . . ."

Da riß er sie zu sich empor. Er schloß sie ganz fest in seine Arme, trunken von Sommerduft und Liebe. Dicht an ihren Lippen stammelt er: „Es gibt nur einen Weg für uns beide — ich brauche deine ruhige, weiche Hand und deine schöne, liebevolle S e e l e — heute und in aller Zukunft . . ."

Verjüngung des Menschen.

Immer wieder wird das hochinteressante Thema der Verjüngung des Menschen in den Vordergrund gerückt, jetzt neuerdings durch eine Vortragsreise des bekannten ungarischen Gelehrten Dr. von N e m e s = N a g y, der in verschiedenen Städten Deutschlands Vorträge hält.

Nach seinen Ausführungen ist der Vater der ganzen Verjüngungslehre der französische Gelehrte Brown Sequard, der an sich selber Versuche anstellte, da niemand sonst sich für diese Experimente hergeben wollte. Mit Hormon=Präparaten von Stieren machte er sich selber Einspritzungen, und zwar schon im Jahre 1865; so alt ist die Verjüngungslehre also bereits.

Nach ihm beschäftigt sich der deutsche Arzt B e r t h o l d eingehend mit dem Verjüngungsproblem und etwa gleichzeitig mit ihm der Franzose C l a u d e B e r n a r d. Aber erst mit Professor S t e i n a c h wurde das Problem wirklich aktuell. Außer Steinach hat sich der Russe W o r o n o f, der in Mentone ansässig ist, um die wichtige Frage große Verdienste erworben. Woronof hat bekanntlich eine Affenfarm angelegt und experimentiert besonders mit Schafen und Widdern. Augenblicklich befindet er sich in Argentinien, um dort wichtige Operationen in den großen Schafherden vorzunehmen.

Der Methode Steinachs wie auch Woronofs liegt die Erkenntnis zugrunde, daß der eigentliche Lebensträger im menschlichen Körper ein Stoff ist, den man H o m o n nennt, und den die Fortpflanzungsdrüsen durch die vielbesprochene innere Sekretion an das Blut abgeben, wodurch der ganze Organismus in hohem Maße beeinflußt wird, wie überhaupt ja Funktionsstörungen der einzelnen Drüsen schwere Schädigungen hervorrufen können. Zum Beispiel hat ein Versagen der Schilddrüse unheilvollen Einfluß nicht nur auf den körperlichen, sondern auch auf den seelischen Zustand des Betroffenen.

Steinachs und Woronofs Methoden unterscheiden sich insofern, als Steinach die Drüsen „unterbindet", während Woronof neue Drüsen einfügt, die er von Affen gewinnt; doch muß die Verpflanzung von dem lebendigen Tier direkt auf den zu verjüngenden Menschen erfolgen.

Dr. Nemes=Nagy hat selber in Budapest schon an 25 Operationen vorgenommen, die alle glänzend verlaufen sind, ohne daß irgend eine schädliche Nachwirkung eingetreten wäre. Zu Beginn stellte sich ihm ein 83jähriger Mann, der mit dem Leben abgeschlossen hatte, für die Operation zur Verfügung. Dr. Nems=Nagy ließ diesen Greis vorsichtshalber verfilmen, als er zu ihm in die Klinik kam; weitere Filmaufnahmen wurden nach der ausgeführten Operation gemacht. Dabei ist eine geradezu wunderbare Verwandlung zu bemerken. Auch die Versuche Nemes=Naghs an einem 14jährigen Widder (dessen Alter einem Menschenalter von hundert Jahren entspricht) sind durch einen Ufafilm bekannt geworden.

Dr. Nemes=Nagy ist der Meinung, daß Verjüngungskuren an der Frau weniger wesentlich seien, weil die Frau durch mancherlei Mittel ohnehin die Möglichkeit habe, sich zu verjüngen. An sich sei es natürlich auch bei der Frau möglich, die entsprechenden Organe durch eine Transplantation zu ersetzen und zu verjüngen, ja die Operation sei sogar leichter als bei dem Manne und völlig schmerzlos.

Von manchen Seiten wird behauptet, daß es für den Menschen nicht unbedenklich sei, seine Lebenskraft durch Affendrüsen regenerieren zu lassen, da ja die Ausscheidungen auf den menschlichen Charakter und die seelische Veranlagung einwirken können. Diesen Stoff behandelt bereits ein Schriftsteller in einer Novelle, in der ein Operierter immer mehr zum Orang=Utang wird und schließlich in den großen Wäldern verschwindet, — aber das sind glücklicherweise nur groteske Phantasien, denn die Tatsachen beweisen, daß irgend eine solche Verwandlung in einen Affenmenschen n i c h t eintritt und daß auch das Temperament des Operierten sich durchaus nicht ändert. Es handelt sich nur um eine allgemeine Steigerung der Kräfte und um eine Regeneration aller Organe des Körpers.

Daß die Möglichkeit der Verjüngung unter Umständen ein völlig verändertes Lebensbild schaffen kann, ist wohl außer Zweifel; doch werden sich die Wirkungen im Großen ja erst einstellen, wenn die Zahl derer zunimmt, die einen Teil ihres Lebens noch einmal leben möchten.

Bürokratische Anekdoten.

Besteuerte Löwen.

Jemand hielt sich einen jungen Löwen. Nach einiger Zeit erhielt er vom Magistrat die Aufforderung, Hundesteuer zu bezahlen. Diese Aufforderung war mit einer Drohung verbunden. Der löwenbesitzende Jemand begab sich also mit dem Wüstenvieh zum Steueramt. Man besichtigte das Tier dort eingehend, hielt sich aber nicht für sachverständig genug, die Frage, ob Löwe oder ob Hund, zu entscheiden. Man hielt vielmehr einen großen Kriegsrat aller Steuerbeamten ab und verlangte dann ein polizeilich beglaubigtes Attest des Direktors vom Zoologischen Garten.

Mit einem Attest bewaffnet, begab sich der Herr des Löwen erneut zum Steueramt. Er drang kämpfend bis zum Obersteueramtshauptbetriebsdirektor vor und sprach: „Mein Hund ist ein Löwe. Ich bitte Sie also, mich von der Hundesteuer zu befreien."

Der Herr besah sich den Löwenhund — oder Hundelöwen) und besah sich das Attest. Dann sprach er die geflügelten Worte: „Tja, da müssen Sie einen schriftlichen Antrag einreichen!"

Kredit.

Eine größere Stadt verhandelt mit einem Neuyorker Konzern wegen der Gewährung eines Kredits. Schließlich erhielt die Stadtverwaltung die Nachricht, daß ein Vertrauensmann des Konzerns nach Europa unterwegs sei, dem man nach dem Ankunftshafen Nachricht geben möge, wann und wo man verhandeln könne.

Als der Finanzmann in Bremerhaven eintraf, fand er folgenden Brief der Stadtverwaltung vor:

„Sie werden ersucht, sich am 19. d. Mts. im Erdgeschoß unseres Rathauses, Zimmer 9, um 10 Uhr vormittags einzufinden zwecks Verhandlung über die Kreditgewährung."

Todesstrafe.

Ein bayerischer Gemeinderat erließ gegen die Hundetollwut eine Verfügung folgenden Wortlauts:

„Wer seinen Hund frei herumlaufen läßt, wird erschossen. Der Gemeinderat."

Als daraufhin über die Person des zu Erschießenden Zweifel laut wurden, wurde der Erlaß nochmals bekanntgegeben, und zwar in dieser Fassung:

„Wer seinen Hund frei herumlaufen läßt, wird erschossen (der Hund). Der Gemeinderat."

Geistesgestörte Grenzsteine.

Im Bürgerlichen Gesetzbuch, drittes Buch, Sachenrecht, findet sich unter Paragraph 919 die Bestimmung: „Der Eigentümer eines Grundstücks kann von dem Eigentümer des Nachbargrundstückes verlangen, daß dieser zur Errichtung fester Grenzzeichen und, wenn ein Grenzstein verrückt oder unkenntlich geworden ist, zur Wiederherstellung mitwirkt." Es heißt also nicht etwa: „. . . wenn das Grenzzeichen verrückt worden ist", sondern „. . . . verrückt geworden", was der einwandfreie Ausdruck für einen geistesgestörten Grenzstein ist.

Die Thurgauer.

Die Bewohner des Kantons Thurgau gelten in der ganzen Schweiz als Langfinger. Böse Zungen behaupten: Wenn ein Thurgauer die schweizerische Landesausstellung betrat, bekam er in jede Hand eine Fliege, die er beim Verlassen der Ausstellung wieder abgeben mußte. Aber lebendl

*

Im Kanton Thurgau wurde einmal ein Kind geboren, dessen eines Fäustchen fest geschlossen war. Schon vermutete man einen Geburtsfehler, da öffnete die „weise Frau" das Händchen mit Gewalt. Und fand darin — ihren eigenen Ehering.

*

Kommen da zwei biedere Thurgauer in der Bundeshauptstadt Bern an einer Haltestelle der elektrischen Straßenbahn vorüber.

„Nä mer's Tram?" fragt der eine (nehmen wir die Trambahn?)

„Meinsch, wir möges?" ist die klassische Antwort, die ausdrücken sollte, daß das Klauen eines Straßenbahnwagens vielleicht doch mit einigen Schwierigkeiten verbunden sein würde.

*

Ein rechter Thurgauer ist um eine Antwort nie verlegen. Wie folgende Begebenheit beweist:

Die Kompagnie marschiert zu einer Uebung, neben dem baumlangen Flügelmann der Hauptmann, der nur ungern von seinem Schlachtroß Gebrauch macht. Der Soldat will sich eine Pfeife anstecken, sucht in allen Taschen nach Streichhölzern und wendet sich endlich an den Kompagniegewaltigen:

„Hauptma, gi mer Für!"

Der Hauptmann gibt ihm „'s Für", bemerkt aber tadelnd: „Wenn mir bi di Prüße (Preußen) wäre, dörftisch nid du zu dim Hauptma säge!"

Worauf der wackere Krieger, über das brennende Zündholz vor seiner Nase vorsichtig hinwegschielend, sachlich entgegnet:

„Wenn mir bi di Prüße wäre, wärscht du au nid Hauptma!"

Jeßner.

(Nachdruck verboten.)

Berlin.
Bühnenschiedsgericht.
Unter anderen sieht man Elisabeth Bergner.
Kommt Jeßner.

„Guten Tag, Frau Bergner."
„Ich habe leider nicht das Vergnügen, Sie zu kennen."
Eine kurze, hoheitsvolle Verbeugung:
„Jeßner."
„Jeßner?" wiederholt die Bergner, „sind Sie auch beim Theater?"

J. H. R.

Aus aller Welt.

Europäische Städtenamen in Amerika. Die Amerikaner gründen ihre Städte so schnell, daß sie, hinsichtlich der Benennung, in Verlegenheit kommen. Sie greifen häufig zu europäischen Städtenamen. So gibt es in den Vereinigten Staaten neunmal die Stadt Paris; Berlin ist fünfmal vertreten. London dreimal, Rom zweimal und Athen achtmal.

Die leichtgeschürzten Landsknechte. Als Makart bei Piloty an der Münchener Akademie studierte, stellte ihm der Meister einmal die Aufgabe, eine Gruppe von Landsknechten zu malen. Makart fing das Bild zwar an, hatte aber bald die Lust daran verloren, und er hoffte auch, daß Piloty dasselbe vergessen würde. Eines Tages kam Piloty nun in Markarts Atelier und fand ihn, an einem Bilde malend, das sehr leicht bekleidete, badende junge Mädchen darstellte. Er lobte es, drang aber gleichzeitig wieder darauf, daß Makart jetzt doch einmal die Landsknechte fertig malen sollte. Da sah ihn Makart treuherzig an, und meinte: „Aber das sind ja doch die Landsknechte!"

Siebenhundert Millionen zu erben wünscht das schöne Odenwaldstädtchen Groß-Umstadt, und die Hauptbeteiligten — es sind etwa siebzig an der Zahl — sind fest davon überzeugt, daß sie ihr Ziel erreichen werden. Ihr Anspruch ist freilich etwas alten Datums. Er geht zurück auf einen im Jahre 1816 in Neuyork verstorbenen Groß-Umstädter, der zu zwei Dritteln am Vermögen der Firma Astor beteiligt gewesen sein soll. Seit fünfzig Jahren schon sprechen die Nachkommen dieses Mannes kaum von etwas anderem als von dieser Erbschaft, die einmal kommen soll, und von Generation zu Generation wurde ihr Glaube fester und bestimmter. Wenn sie recht behielten, gehörte ihnen etwa die Hälfte des besten Grund und Bodens von Neuyork. Näheres über dieses interessante Problem bringt das „Illustrierte Blatt", Frankfurt a. M., in seiner neuesten Nummer (Nr. 4), die auch einen reich illustrierten Artikel von Bernhard Kellermann „Im Lande des silbernen Löwen" enthält. Ein Aufsatz „Beim Onkel Doktor" führt den Leser in das Sprechzimmer eines modernen Kinderarztes, dessen Wirken in vielen hübschen Bildern gezeigt wird, eine weitere Seite behandelt die englische Ehrung eines deutschen Gelehrten (Professor Hergesell). Besondere Erwähnung verdient die Würdigung Heinrich Zilles, der einige besonders markante Radierungen und Lithographien des Meisters in der Wiedergabe beigefügt sind. Sport, Humor und Tagesereignisse sind ausgiebig vertreten. Das Heft ist vom Anfang der Woche an überall für 20 Pfg. zu haben.

Der schönste Baum Frankreichs. Ein Wettbewerb, der dazu dienen sollte, den schönsten Baum Frankreichs ausfindig zu machen, hat nach dem „Matin" das Ergebnis gehabt, daß dieser Ehrentitel einem Baume des Departements Deux-Sèvres zuerkannt wurde. Das ist ei: prachtvoller Kastanienbaum, der sich in einer Farm der Gemeinde La Chapelle-Thireuil befindet. Der Stamm, der nicht hohl ist, mißt an der Basis 14,25 Meter. In 3 Meter Höhe beträgt der Umfang noch 13 Meter. In der Höhe von 3,50 Meter vom Boden aus verzweigt sich der Baum in fünf riesige Aeste, deren größter 4,50 Meter und deren kleinster 3,75 Meter Umfang hat. Dieser Baumveteran, der auf mehrere Jahrhunderte zurückblickt, erreicht eine Höhe von 25 Metern.

Fröhliche Ecke.

Lieber Simplizissimus. August Frömmichen aus Leipzig erlebte den ersten Fasching am Rhein. Er war betäubt, geblendet. Als sich zwei allerliebst beschwipste Masken links und rechts bei ihm einhängten, sagte er mild verweisend: „Das gehd awwr nich, meine Dahm. Ich bin vrlobbd!"

Das beste Heilmittel. „Ich kann keine Nacht mehr schlafen, seitdem die Braut mir untreu geworden ist! Raten Sie mir doch, was ich nehmen soll, Herr Provisor!" — „Nehmen Sie eine andere!"

Beim häuslichen Streit. Er: „Zum Kuckuck, wer ist Herr im Hause, wer hat hier zu befehlen?" — Sie: „Frage nicht so dämelig und tu, was ich dir sage!"

Eine mitleidige Sängerin. Er: „Warum schließt Ihre Freundin beim Singen die Augen?" — Sie: „Sie kann keinen in ihrer Umgebung leiden sehen — — —"

Bissig. Zwei Frauen unterhalten sich auf der Straße über ihre Männer. Schließlich sagt die eine: „Mein Mann sagt selbst, daß er immer an mich denkt, auch dann, wenn er bei der Arbeit ist." — „Ja, ja, den Eindruck hatte ich auch, als ich ihn gestern Teppiche klopfen sah."

Der Trottel. „Sie machen immer das Gegenteil von dem, was ich Ihnen befehle." — „Dann befehlen Sie mir doch einfach immer das Gegenteil!"

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.